

□ Lesezeit: 17 min.

*Der Lebensweg des Dieners Gottes Ignazio Stuchlý (1869–1953) lässt in einem komplexen historischen Kontext beobachten, wie die salesianische Heiligkeit durch eine beständige Gesamtheit von im Alltag gelebten Tugenden Gestalt annehmen kann. Geboren in Mähren im österreichisch-ungarischen Kaiserreich, im Glauben in einem bäuerlichen Umfeld geformt und von körperlicher Gebrechlichkeit gezeichnet, reifte Stuchlýs Berufung langsam heran, indem er hartnäckig den Willen Gottes zwischen Versuchen, verschlossenen Türen und Neuanfängen suchte. Die Begegnung mit dem Charisma Don Boscos und mit Don Rua gab seinem Weg die endgültige Richtung: konkrete Armut, Gehorsam, Stärke, Keuschheit, Opfergeist und erzieherische Väterlichkeit wurden zu konstanten Merkmalen seines tugendhaften „Habitus“. Als Ausbilder und Inspektor durchlebte er später Kriege und Verfolgungen und blieb dabei ein Bezugspunkt für seine Mitbrüder und für die Jugend.*

## **1. Auf der Suche nach dem Willen Gottes**

Der Diener Gottes wurde am 14. Dezember 1869 in Bolesław (Mähren) geboren: Er war Teil jenes riesigen Flickenteppichs von Sprachen, Kulturen und Traditionen, den Österreich-Ungarn zu jener Zeit darstellte, das in seiner vollendeten Form das Ergebnis des *Ausgleichs* von 1867 zwischen dem Habsburger Reich und dem Königreich Ungarn war.

Als viertes von zehn Kindern erhielt er eine einfache, aber solide Erziehung im katholischen Glauben, was in Mähren leichter war als in Böhmen, das damals vom Protestantismus beherrscht wurde und wo ein gewisser Antikatholizismus instrumentalisiert wurde, um dem Einfluss der Habsburger entgegenzuwirken, die sich zur Verteidigung des Papsttums verbündet hatten.

Schon als Kind half Ignác seinen Eltern bei der harten Arbeit auf den Feldern: Sie besaßen einen mittelgroßen Bauernhof und besaßen einige Pferde, was die Stuchlýs als ziemlich wohlhabend qualifizierte:

*Sie besaßen auch ein paar Pferde. Ganz arm waren sie also nicht.*

*Es war eine bäuerliche Behausung mit allem, was dazu gehörte, wie der Stall, die Scheune, die Felder, usw. [...] der Diener Gottes gehörte zur durchschnittlichen örtlichen Bevölkerung.*

Zu jener Zeit war diese Region – an der Grenze zu Schlesien gelegen, von dem sie einen Teil angegliedert hatte – durch die Vorherrschaft der Landwirtschaft, eine gewisse Armut der Bevölkerung und eine offensichtliche Orientierung an der deutschen Kultur gekennzeichnet. Die Winter waren rau. Um die Morgenmesse zu besuchen, musste Ignác 8 Kilometer laufen (4 hin und 4 zurück). Auf diesen Wanderungen betete Ignác, vertieft in kontemplative Meditation. Manchmal schaffte er es, während des gesamten Weges nur ein einziges „Vaterunser“ zu rezitieren: Er hielt in liebevoller Betrachtung über jedem Wort inne, meditierte es sorgfältig und war oft ergriffen. Dabei ging er, ohne es zu wissen, bereits vom stimmlichen zum geistigen Gebet über, indem er über denjenigen nachdachte, an den er sich wandte, und lernte, ihn als Vater zu erkennen.

Er besuchte die deutsche Schule, wo dieses Idiom zum mährischen Dialekt in der Familie hinzukam, nicht aber zum böhmischen: Der Diener Gottes lernte es als Erwachsener, ohne es je perfekt beherrschen zu können. Das mährische Olmütz gehörte verwaltungsmäßig zu Schlesien, das Gebiete umfasste, die im Laufe der Geschichte des 20. Jahrhunderts von Deutschland an Polen übergingen.

In der Schule zeichnete sich Ignác nie durch besondere intellektuelle Begabungen aus, aber er war aufrecht, aufrichtig und heldenhaft ausdauernd. Hier lernte er Jan Kolibaj kennen, den Lehrer, der seine Entwicklung mehr als jeder andere beeinflussen sollte. Kolibaj, eine Künstlerseele, ein leidenschaftlicher Geiger und vor allem ein Liebhaber der Jungfrau Maria, lehrte seine Schüler Marienlieder und sang sie mit ihnen, wobei er oft zu Tränen gerührt war. Als einfacher Laie weckte er in seinen Schülern auch die Bereitschaft, auf die Stimme des rufenden Herrn zu hören: Er führte unter ihnen eine diskrete, aber wirksame Berufungspastoral ein. Wie der ehrwürdige Jan Tyranowski mit Karol Wojtyła, so schulte Jan Kolibaj das innere Ohr des Jungen Stuchlý, um jene „Stimme der subtilen Stille“ zu hören, in der sich der göttliche Ruf ausdrücken kann. Eines Tages fragt Kolibaj ihn sogar direkt, ob er Priester werden wolle. Ignác antwortet jedoch verblüfft mit Nein. Ein Leben als Bauer, zusammen mit seinen Brüdern, stand ihm nun bevor. Als er aus

gesundheitlichen Gründen auf das Erbe des väterlichen Hofes verzichten musste und ein anderer Bruder vorgezogen wurde, dachte der Diener Gottes zunächst daran, Schneider zu werden: ein Beruf, der wenig Energie erforderte und zu seinem chronisch schwachen Zustand zu passen schien. Doch dieses Vorhaben zerschlug sich aus Gründen, die sich heute nicht mehr nachvollziehen lassen. Er blieb auf dem Bauernhof, ein „Gast“ auf einem Anwesen, das ihm nie gehören sollte.

Sein Gesundheitszustand verbesserte sich jedoch schlagartig, als er im Alter von 16 oder 17 Jahren einen „Volksheiler“ in Bohumín aufsuchte:

*in seiner Kindheit und Jugend war er krank gewesen, und diese Krankheit schien unheilbar zu sein. Der Volksheiler riet ihm, keine sauren Sachen zu essen, Milch zu trinken und viel Fischfett zu sich zu nehmen. Das hatte ihm sehr gut getan und so konnte er auf dem Hof seines Vaters auf den Feldern mithelfen. Erst später entschloss er sich, zu studieren.*

Während dieser Volksheiler seinen Körper heilte, untersuchte er auch seine Seele und erfüllte eine Prophezeiung über ihn: Er würde geheilt werden und Priester werden. Der Urenkel, Jan Michael Stuchlý, bezeugt dies:

*Ursprünglich [sollte] er der Erbe des väterlichen Hofes bleiben, aber dann, als es ihm gesundheitlich schlecht ging und keine Medizin mehr half, ging das Erbe auf seinen Bruder Josef, meinen Großvater, über. Nach langem Suchen fand Ignác schließlich einen populären Heiler in Bohumín, der ihm prophezeite: „Du wirst heilen“ und „du wirst Priester werden“. Er war damals etwa 20 Jahre alt.*

Diesmal aber antwortete Stuchlý mit einem „Ja!“. Außerdem schien seine Berufung zum Priester nun unerreichbar: Er hatte wenig studiert, konnte kein Wort Latein, war über das Alter hinaus, in dem junge Männer ins Priesterseminar eintreten, und seine Familie konnte ihn finanziell nicht unterstützen. Bei der Arbeit auf dem Bauernhof war er einigen Gefahren ausgesetzt, wie zum Beispiel, als er unter den Schlitten fiel, der von den wilden Pferden gezogen wurde, deren Hufe wütend gegen

seinen Kopf schlugen: Er dachte, er würde sterben, kam aber unverletzt davon und liebte weiterhin fröhliche Pferde, so wie er fröhlich war und Menschen mochte, die optimistisch, bereit und voller Energie waren.

Er ging auch gerne tanzen (obwohl er immer vor Mitternacht zurückkehrte, um sich auf die Eucharistie am nächsten Tag vorzubereiten). Außerdem verstand er es, sich an den schönen Dingen des Lebens zu erfreuen: eine Eigenschaft, die er auch in den kommenden Jahren beibehalten würde, wenn er zum Beispiel einer jungen Frau, die kurz vor dem Eintritt in die Religion stand, empfahl, sich ohne falsche Skrupel für eine Konzertsaison anzumelden, um – solange es noch ging – gute Musik zu genießen. Gut integriert in den Freundeskreis, zeichnete sich der Diener Gottes durch seine vorbildliche Keuschheit aus: Seine Haltung als Beispiel für andere wurde beruhigend für die Eltern, die – in Jahren, in denen die gleichzeitige Anwesenheit von Jungen und Mädchen viel weniger frei war als heute – ihren Töchtern ohne Angst erlaubten, sich der fröhlichen Gesellschaft anzuschließen, wenn sie wussten, dass Ignác auch dazu gehörte.

Er, der Junge unter den Jungen, gleicht also bereits dem, was der Herr später durch seine Berufung von ihm verlangen würde: jung für die Jungen, unter denen er eine frühe Begabung zur geistlichen Vaterschaft bezeugt.

## **2. Die große Wahl: bei den Salesianern Don Boscos**

Dann, eines Tages, kommt der große Wendepunkt. Er ist mit der Arbeit auf dem Feld beschäftigt. Plötzlich hört er einen Gesang vom nahegelegenen Friedhof. Es ist ein Priester, der am Ende der Beerdigung das *Salve Regina* anstimmt: ein weiteres Marienlied, wie das, das Jan Kolibaj ihn gelehrt hatte. An diesem Tag war der Diener Gottes tief bewegt, fast wie vom Donner gerührt, wie er später sagen sollte, von der Schönheit, Priester zu sein, um das Marienlied anstimmen zu können: Von da an wollte er mit aller Entschlossenheit Priester werden, um „auch dieses Lied anstimmen zu können“; Priester sein, um Maria zu singen. Das *Salve Regina* hatte sich ihm so eingepreßt, dass es in ihm nachhallte. Die Etappen der Unterscheidung seiner Berufung und dann sein eigenes Leben, das von Müdigkeit und Leiden geprägt war, machten Ignác selbst fast zu einer Ikone des an die Himmelskönigin gerichteten Gebets, der Mutter der Barmherzigkeit, die ihren Kindern in der Prüfung, im Exil, im Tal der Tränen zu Hilfe kommt.

So lehnt Ignác, als sein Vater sich kurz darauf – vielleicht auch angesichts seiner wiedererlangten körperlichen Verfassung – bereit zeigt, ihm ein Feld zu geben, und ihn auffordert, eine gute junge Frau zu finden, mit der er eine Familie gründen kann, diesen Vorschlag ab: Er erklärt seinen Eltern seine Berufung, und sie widersetzen sich nicht. Der Diener Gottes, dem zuvor verweigert worden war, was ihm hätte zustehen können (das Erbe des Hofes), verzichtet nun freiwillig auf das, was er einst begehrt hatte und ihm nun gewährt werden konnte. Seine Berufung war also keine Restwahl, fast eine Neuorientierung, nachdem er andere Wege als unpassierbar empfunden hatte, sondern eine echte Berufung, die er durch ein paar „Nein“ und – im Sinne des Evangeliums – durch den Verzicht auf all seine Besitztümer annahm, um die „kostbare Perle“ zu erwerben.

Aber er ist zwanzig Jahre alt und niemand ist bereit, ihn aufzunehmen. Als der Pfarrer von seinem Vorhaben, Priester zu werden, erfährt, lacht er. Er rät ihm, es zu vergessen, vernünftig zu sein und auf den Bauernhof zurückzukehren. Damals war der Diener Gottes ein großer Kerl mit offenem und aufrechtem Gesicht, strahlend blauen Augen und frechem rotem Haar. Der Hilfspfarrer hört ihm zu und ermahnt ihn, sich nicht entmutigen zu lassen und den Glauben zu bewahren. Dann erzählt er ihm von Pater Angel Lubojacký, einem Dominikanerprior, der über die „Gründung einer neuen Kongregation nach dem Vorbild Don Boscos“ nachdachte, die sich für die Versöhnung mit der orthodoxen Kirche einsetzen sollte. Er suchte nach jungen Aspiranten, und Ignác, der nicht viel über die Dynamik der Kirche wusste, sagte zu. Er machte sich mit einem Freund auf den Weg: Es war die Zeit der Weizenernte, und sie verließen – wie Simon und Andreas und Johannes und Jakobus, als sie die Netze verließen – die Sicheln der Ernte, um Jesus zu folgen.

Gleich zu Beginn erwartete ihn große Mühe: Er musste sich mit tschechischer und lateinischer Grammatik herumschlagen. Die Anstrengung war so groß, dass er darüber nachdachte, aufzugeben. Doch er gab nicht auf, und er selbst, der schnelle Pferde mochte, lernte in diesen Monaten die schwierige Kunst des „Zugpferdes“ (mit dem Ignác von einem Freund verglichen wurde!), das unter Last langsam vorankommt, ohne sich entmutigen zu lassen. Außerdem war die Arbeit sehr schlecht, da er gezwungen war, häufig den Ort zu wechseln: Er versuchte, inmitten von tausend Ungewissheiten Wurzeln zu schlagen. So begann der Diener Gottes, zwei Tugenden auszubilden, die später sein geistliches Profil prägen sollten: Tapferkeit und Armut.

In der Zwischenzeit begann der Dominikanerorden, Pater Angel, einen Prior, der Gründer werden wollte, mit zunehmender Skepsis zu betrachten, ging aber ohne die eigene Unterstützung und ohne wirkliche Harmonie mit der Dominikanerprovinz vor. Doch Gott, der auch aus dem Bösen das Gute zu ziehen weiß, hilft Ignác Stuchlý in der Zwischenzeit. Er lässt ihn nämlich Pater Antonín Cyril Stojan treffen, damals schon ein heiliger Priester (später Erzbischof von Olmütz, ab 1921; heute ein ehrwürdiger Diener Gottes). Er sprach mit ihm über Don Bosco, den er sehr bewunderte (in Böhmen und Mähren gab es die Salesianer noch nicht, aber man begann, Bücher über den Jugendheiligen zu übersetzen). Stojan verband Stuchlý mit Familienbesuchen: So konnte er sich mit der Arbeit und den Schönheiten des pastoralen Dienstes vertraut machen und ein Kenner der Seelen werden.

Da er immer noch glaubte, dass seine Zukunft in dieser neuen Kongregation im dominikanischen Stil liegen würde, begann er mit der pastoralen und *salesianischen* Praxis. Er wusste jedoch nicht, dass dies seine wahre Berufung war. Aufgrund seiner Tugenden wurde er auch inoffiziell als „Präfekt“ dieser kleinen Gemeinschaft von Aspiranten betrachtet: Auch diese Rolle sollte er – ein zukünftiger Salesianer – während eines großen Teils seines Lebens mehrmals innehaben.

Plötzlich scheinen die Hoffnungen des Dieners Gottes zu zerbrechen. Finanzielle Schwierigkeiten, die verzögerte Erteilung bestimmter Genehmigungen aus Wien und vor allem der Widerstand des Bischofs führen zum plötzlichen Scheitern der Pläne von Pater Angel, der inzwischen die Dominikaner verlassen hatte. Pater Angel erleidet einen psychischen Rückschlag: Er wird auf der Straße verirrt aufgefunden und – inzwischen seinem Orden entfremdet – in den Diözesanklerus aufgenommen. Die jungen Leute werden zerstreut. Für den Diener Gottes, der 24/25 Jahre alt ist, scheint es die einzige Möglichkeit zu sein, nach Hause zurückzukehren. Doch er hatte Latein gelernt und Don Bosco kennen gelernt. Er gibt nicht auf und begibt sich auf eine schmerzhaft Pilgerreise auf der Suche nach seiner Berufung. Es sind schwierige Monate, in denen er an viele Türen klopft, aber immer wieder abgewiesen wird. Auch ein Versuch bei den Jesuiten, die zunächst bereit zu sein scheinen, ihn aufzunehmen, wenn auch vielleicht als Nicht-Presbyter-Bruder und unter der Bedingung, dass er sich für die Missionen zur Verfügung stellt, scheitert.

Auslöser für diese – besonders schmerzhaft – Erkenntnis war die Begegnung mit einem Priester, vielleicht seinem ehemaligen Beichtvater. Dieser sagt ihm: „Du wirst nicht zu den Jesuiten gehen, sondern zu den Salesianern. Geh nach Hause und warte“. Nur drei Tage später hält der Diener Gottes ein Telegramm von Don Rua, dem ersten Nachfolger Don Boscos, in Händen, der ihn nach Turin ruft. Also packt

Ignác Stuchlý eilig seine wenigen Habseligkeiten und macht sich auf den Weg. Er verabschiedet sich von seiner Familie, als ob er sie nie wieder sehen würde: Nach Italien zu gehen, ist damals gleichbedeutend mit einer Mission in ein fernes Land. Er kennt nicht einmal die Sprache, aber er lässt alles zurück, vertraut allem und macht sich auf den Weg. Er schließt sich der Gruppe der „Söhne Mariens“ an, wie die Salesianer sie nannten, den Erwachsenenberufungen.

### 3. An der Quelle des salesianischen Charismas

In Turin findet die erste Begegnung mit dem Generaloberen auf Lateinisch statt: Sie verstehen sich prächtig und überwinden das Hindernis, das darin besteht, dass der eine kein Mährisch und der andere kein Italienisch kann. Don Rua war auch ein Priester, der die Gabe hatte, in den Herzen zu lesen, und der es verstand, die Menschen im Licht des Planes Gottes für sie zu verstehen: Von ihm gingen also die entscheidenden Wendepunkte im Leben des Salesianers Ignác aus.

Die ersten Etappen in der Ausbildung des Dieners Gottes waren Turin-Valsalice und Ivrea. Vor allem Valsalice wurde für ihn zu einer Schule der Ausbildung, die als Schule der Heiligkeit verstanden wurde. Hier blühte damals die Heiligkeit vieler, wie Don Luigi Variara (selig), Fürst Don August Czartoryski (selig) und besonders Don Andrea Beltrami (ehrwürdig). Ignác wuchs also in diesem Klima auf, das stark auf die Aufopferung des Lebens und die großzügige Selbsthingabe ausgerichtet war. Das Motto von Don Andrea Beltrami (der an Tuberkulose erkrankt war und 1897 starb) – „weder leben noch sterben, sondern ertragen und leiden“ – erzieht Ignác Stuchlý zu einer Opfer- und Wiedergutmachungsspiritualität. Dabei lernt er von den ersten Monaten der salesianischen Ausbildung an, den Leitspruch „*da mihi animas, caetera tolle*“ in seiner Gesamtheit anzuwenden: Es ist das *caetera tolle*, das das „*da mihi animas*“ glaubwürdig untermauert. Er profitiert auch von der fast täglichen Nähe zu den höheren Oberen und davon, dass er das Leben mit der ersten Generation der Salesianer teilt: Denjenigen, die von Don Bosco ausgebildet wurden, dessen sterbliche Überreste damals in Valsalice ruhten, in einem Kontext großer Berufungsvorschläge und ausdrücklicher Ermahnungen, heilig zu werden.

Er wurde nach Ivrea versetzt und erhielt dort eine missionarische Ausbildung: Seine Oberen überlegten, ihn zu entlassen, und baten ihn dann – auch um seine Erfahrung als Landwirt zu nutzen –, ein Studium der Agrarwissenschaften zu absolvieren. In der Zwischenzeit wird er Stammgast bei Don Rua, der ihn bittet, ihn beim

abendlichen Rosenkranzgebet zu begleiten. Eines Tages schenkt Ignác Stuchlý Don Rua sein eigenes Halsband, um sein eigenes zu ersetzen, das abgenutzt ist. Als Don Rua später erfährt, dass Ignác für die Missionen bestimmt war, befiehlt er ihm, seine Bewerbung zurückzuziehen. „Deine Mission ist im Norden“, sagt er. Ignác glaubt das, stellt sich Don Pater Giulio Barberis vor, hält ihm die Rede und stellt sich der Kongregation zur Verfügung, ohne zu wissen, was er danach tun würde.

Don Rua half ihm auch in einem Moment der Erschöpfung, als er am Ende seines Noviziats von dem Zweifel befallen wurde, nicht in seiner Berufung verharren zu können: Die Angst war so groß, dass er sogar während der Meditation schwitzte. Daraufhin wurde er gebeten, sofort die ewige Profess abzulegen: Er vertraute, und die Versuchung verschwand, was ihn zu seinem gewohnten Frieden und seiner Freude zurückbrachte, die ihn nie wieder verlassen sollte. Dies war ein Beweis für Demut und Gehorsam – weitere Tugenden, die Stuchlý in den folgenden Jahren auszeichnen sollten.

Mit der ewigen Profess konnte der Diener Gottes den Weg zum Priestertum mit dem Studium der Theologie einschlagen. In der Zwischenzeit schickten ihn seine Oberen nach Görz, damals eine habsburgische Stadt, wo den Salesianern das Internat Saint Louis zur Ausbildung kirchlicher Berufungen anvertraut wurde, in einer Diözese, in der es an Priestern mangelte. Überlastet mit Verpflichtungen, verantwortlich für den wirtschaftlichen Aspekt und – obwohl anfangs noch kein Priester – ausnahmsweise schon Präfekt des Hauses, macht sich der Diener Gottes in diesen Jahren (1897) zum Diener aller. Doch mit den Prüfungen kann er leider nicht mithalten. Die Oberen brauchen seine Hilfe und vergessen, ihm Zeit zum Studium zu gewähren, eine Voraussetzung für die Weihe. Er bittet nicht um etwas und gehorcht freudig. Er ist stellvertretender Direktor und verantwortlich für den moralischen Fortschritt der salesianischen Arbeit in Görz, Dozent, aufmerksam für die praktischen und wirtschaftlichen Probleme des Hauses, fähig, mit der Laienwelt und den Wohltätern zu vermitteln...: Wieder einmal greift Don Rua vorsorglich ein und verlangt, dass seine Situation geregelt wird.

Ignác Stuchlý wurde am 22. September 1900 zum Diakon und am 3. November 1901 zum Priester geweiht. Er hatte noch nicht einmal die vorbereitenden Übungen absolviert. Der sehr einfache Weihegottesdienst fand in der Privatkapelle des damaligen Erzbischofs von Görz, Kardinal Giacomo Missia, statt. Danach gab es keine Feier: ein Schultag wie alle anderen, nur ein etwas reichhaltigeres Mittagessen. Danach blieb er im Haus der Salesianer, um seine üblichen Aufgaben zu erfüllen, immer überfordert und selbstvergessen.

Diese Aufgaben im Salesianerhaus entziehen ihm jedoch nicht den Kontakt zu den Menschen, bei denen er eine qualifizierte Mitarbeit zu wecken weiß, und vor allem nicht das Leben der Diözese. Während das Internat Saint Louis für die Ausbildung der zukünftigen Priester sorgte, erwirkte Kardinal Missia selbst beim Direktor der Salesianer in Görz, Don Giovanni Scaparone, dass der frisch geweihte Priester Stuchlý ihn bei der Weihe von Pfarreien und Ordensgemeinschaften an das Heiligste Herz begleitet. Diese Herz-Jesu-Verehrung, die damals auch bei den Salesianern stark ausgeprägt war, half dem Diener Gottes, sich mehr und mehr zu einem wahren Priester Christi zu formen. Außerdem gab ihm die Zusammenarbeit mit dem Erzbischof die Möglichkeit, die Realität der Diözese kennen zu lernen, in „direktem Kontakt“ mit ihrer Konkretheit, ihren Hoffnungen und Problemen. Auf diese Weise wurde er zu einem Mann des Zuhörens und des Dialogs, zu einem echten Seelsorger. Als frischgebackener Beichtvater sah er viele Menschen zu sich strömen. Sein bereits weißes Haar trug dazu bei, den Ruf eines... erfahrenen und klugen Beichtvaters zu verbreiten. Aber das war er wirklich – und er würde es bis zum Ende seines Lebens bleiben.

#### **4. An der Missionsfront**

Nach den 13 Jahren in Görz, die er immer als die schönste Zeit seiner salesianischen Jugend in Erinnerung behalten wird, gibt es einen neuen Auftrag: Don Stuchlý wird nach Ljubljana in Slowenien geschickt. Hier befand sich das Salesianerwerk, das vor einigen Jahren im Vorort Rakovnik (einem Vorort der Hauptstadt, der an den Golovec-Hügel grenzt, in der Nähe der Hügel und Wälder, durch die man Zagreb zu Fuß erreichen kann) entstanden war, in einer schweren wirtschaftlichen Krise und stand fast am Rande des Bankrotts. Der Bau der Kirche, die Maria, der Helferin der Christen, geweiht werden sollte, war seit Jahren ins Stocken geraten, und die noch offene Baustelle war der Witterung und der Abnutzung ausgesetzt. Man brauchte einen Mann, der praktisch veranlagt war und – in jenen Zeiten der häufigen Baustreiks, der Unternehmenskrisen und des Typhus – in der Lage war, die Menschen zu motivieren.

Don Pietro Tirone (der den Diener Gottes während seiner Ausbildung in Ivrea kennen gelernt und einen sehr guten Eindruck hinterlassen hatte) erinnerte sich an ihn. Er war erst seit kurzer Zeit Priester, aber er war ein 41-jähriger Mann in der

Fülle der Reife und in den Dingen des Lebens erfahren. Dank seiner slawischen Herkunft wäre es für ihn auch nicht allzu schwierig gewesen, Slowenisch zu lernen.

Er kam 1910 in ein Salesianerhaus, in dem ein Oratorium, ein Internat-Wohnheim und später auch Berufsschulen geplant waren. Die erste Aufgabe, die den Salesianern vom Staat zugewiesen und fast aufgezwungen wurde, bestand jedoch darin, problematischen Jungen, die aus der Besserungsanstalt oder dem Gefängnis kamen, den Abschluss des ersten Schulzyklus zu garantieren. Die Salesianer hatten also in Slowenien auf die gleiche Weise wie Don Bosco begonnen, indem sie in die Gefängnisse und zu den Letzten geschickt wurden und in der Lage waren, unter ihnen Hoffnung aufkeimen zu lassen, indem sie das „Präventivsystem“ gegen das „repressive System“ anwandten. Die Salesianer werden Zuversicht schenken und ein ganzes Werk der menschlichen, geistigen und sozialen Wiederherstellung in Angriff nehmen, das von Erfolg gekrönt sein wird. Einige Jahre später werden sie gemischte Klassen bilden, mit einigen problematischen Jungen und anderen aus einem gesünderen Umfeld. Der eine wird dem anderen helfen, und der Erfolg des Experiments wird zur Akzeptanz und Wertschätzung der Salesianer in Slowenien beitragen.

In Rakovnik musste sich der Diener Gottes unterdessen um die Entwicklung des Hauses und den reibungslosen Ablauf der Gemeinschaftsbeziehungen kümmern. Er verbrachte auch viel Zeit unter den Menschen, die er mitverantwortete, um sie für das Charisma Don Boscos zu gewinnen und so ein dichtes Netz der Nächstenliebe zu knüpfen. Don Stuchlý musste täglich 200 Menschen verpflegen. Da es immer an Geld mangelte, nahm er unzählige Arbeiten auf sich: Er behielt sich selbst ein paar Reste Schwarzbrot vor und ging betteln, wobei er sich manchmal der Demütigung aussetzte. Aber es gab auch Menschen, die ihm halfen, wie die junge Frau, die den Salesianern ihre gesamte Mitgift mit den Worten gab: „Das ist für die Muttergottes“. In jenen Tagen bedeutete die Abgabe der Mitgift in gewisser Weise, seine Zukunft und sein Leben zu verschenken, da es sehr schwierig war, zu heiraten. Der Diener Gottes erinnerte sich und erinnerte seine Mitbrüder immer daran, dass das Geld der Salesianer den Armen gehörte, die die wahren Herren waren, und dass man den Wohltätern dankbar sein musste, indem man das, was sie zur Verfügung stellten, genau und aufrichtig verwendete. Er war ein Mann der Aufopferung, der ein absolutes Vertrauen in die göttliche Vorsehung ausstrahlte.

Er zog für kurze Zeit (1919-1921) in das Haus in Verzej um, wo er mit nur einem

Topf zum Essen und Waschen in äußerster Armut neu begann, und kehrte dann nach Ljubljana zurück. Hier fand schließlich am 8. September 1924 die feierliche Einweihung des Marienheiligtums statt, das Maria, der Helferin der Christen, gewidmet ist. Zu diesem Anlass kam auch Kardinal Giovanni Cagliero, einer der „Jungen“ von Don Bosco. Am Abend konnte er sich ausführlich mit dem Diener Gottes unterhalten, der sich für den Rest seines Lebens dankbar und gerührt von der väterlichen Vertrautheit, mit der Cagliero ihn empfangen hatte, an diesen Moment erinnern wird.

In jenem September, als die anstrengende Arbeit, die ihn fast 15 Jahre lang in der slowenischen Hauptstadt beschäftigt hatte, zu Ende ging, konnte der Diener Gottes vielleicht zumindest für einen Moment innehalten: Die Brüder erkannten plötzlich, wie sehr er unter der Last der Sorgen und der Müdigkeit gealtert war. Sein Lächeln war jedoch immer so strahlend wie das eines Kindes, sein Wille so stark wie immer und seine innere Kraft, die ihm half, körperliche und geistige Erschöpfung zu ertragen, so unbezwingbar wie immer. Noch am Tag der Einweihung des Heiligtums wurde er in ein nicht weit entferntes Oratorium eingewiesen: Einen Moment lang glaubte er, ein normales salesianisches Leben führen zu können, aber das war nicht seine wahre Bestimmung. Tatsächlich musste er 1925 nach Italien zurückkehren.

## **5. Der „alte Mann“ ist immer jung**

Hier, in Perosa Argentina im Piemont, wurde ein Haus für die Ausbildung der ersten böhmischen und mährischen Salesianer-Berufungen gebaut. Zwei Jahre lang, bis 1927, war er stellvertretender Leiter einer ebenso vielversprechenden wie problematischen und besonders heterogenen Gemeinschaft: Dort führte er auch eine nicht einfache Berufungsentscheidung durch, indem er diskret Menschen ohne wirkliche übernatürliche Motivation aussortierte und stattdessen bereitwilligen Jugendlichen half, sich an einen Kontext anzupassen, der sich so sehr von dem unterschied, aus dem sie kamen – italienisch und nicht tschechisch, religiös und nicht mehr laizistisch. Ruhe, Besonnenheit, Gerechtigkeit und viel Nächstenliebe waren gefragt: Der Diener Gottes, ein Mann des Zuhörens und des Regierens, besaß sie. Die jungen Leute hofften auf einen jungen „Retter“, der alles beherrscht und stark ist. Sie fanden sich vor einem „kleinen alten Mann“ wieder, der ein falsch ausgesprochenes Böhmisches sprach, aber das war nur der erste Eindruck; als sie ihn kennen lernten, entdeckten sie seine Tugenden und seine strahlende Vaterschaft. Anfängliche Skepsis verwandelte sich dann in Vertrauen: Das fröhliche Auftreten,

der liebevolle Blick und das beständige Lächeln des Dieners Gottes öffneten und eroberten die Herzen.

Don Oldřich Med, der spätere erste Biograph des Dieners Gottes, schreibt dazu: „Die Enttäuschung begann langsam zu schwinden und wurde durch Vertrauen ersetzt [...]. Seine Fröhlichkeit und Zuversicht verbreiteten sich unter uns. Dieser Mensch, der sich nie darüber ärgerte, wenn er wegen seiner tschechischen Sprache gehänselt wurde, der sich für jeden von uns wie ein echter Vater interessierte und [...] immer bei uns war, das hat uns überzeugt“. Er flößte den jungen Leuten die Hoffnung ein, dass ihr Aufenthalt in Perosa Argentina keine vergeudete Zeit war. In kurzer Zeit hat Don Stuchlý ihre Herzen erobert und ihr Leben verändert: Viele haben einen hervorragenden salesianischen Erfolg erzielt. 1927 beschlossen die Oberen dann, mit Frysták zu beginnen. Ihm oblag es, das Werk in sein Heimatland zu verpflanzen. In der Zwischenzeit wurden ihm immer größere Aufgaben übertragen, und 1935 wurde er zum Provinzial ernannt: zunächst der tschechoslowakischen Provinz, dann, ab 1939, der tschechischen Provinz, die nach dem „Heiligen Johannes Bosco“ benannt war und sich von der slowakischen Provinz „Maria, Hilfe der Christen“ unterschied. Die Salesianer waren auch in diese Länder gerufen worden, um die Abwanderung von Priestern (etwa 200) und Gläubigen (etwa eine halbe Million) von der katholischen Kirche zur orthodoxen Kirche oder zur neu gegründeten Nationalkirche zu stoppen. Es war eine Zeit, in der sich die salesianische Arbeit in der Tschechischen Republik stark ausbreitete, und Stuchlý konnte als Provinzial, der stets in Kontakt mit den Oberen in Turin stand, diese erste Generation von sehr jungen und unerfahrenen tschechischen Salesianern in der perfekten Einhaltung der Ordensgelübde und dem Charisma Don Boscos ausbilden.

Als jedoch fünf junge Ordensleute zunächst um Zugeständnisse entgegen dem Armutsgelübde baten und dann einer von ihnen half, eine infame Verleumdung über den italienischen Don Giuseppe Coggiola zu verbreiten, ging Stuchlý mit harter Hand vor. Er wandte sich an Turin und es war der damalige Generalkatechet Don Pietro Tirone, der eine ebenso schnelle wie entschlossene Untersuchung durchführte, die bald zur Entlassung des Verantwortlichen und zur vollständigen Rehabilitierung von Don Coggiola führte. Als Beichtvater des Hauses konnte er sich nicht verteidigen, und sein einziger Fehler – er war Italiener – bestand darin, dass er in den Augen der rebellischen Ordensleute ein Beispiel für die „Italianisierung“ darstellte, die sie als restriktiv in der Anwendung der *Konstitutionen* und *Reglements* empfanden.

Der Zweite Weltkrieg – mit der Beschlagnahmung der Häuser und der Zerstreuung der Mitbrüder – und der sich abzeichnende kommunistische Totalitarismus prägen jedoch die letzten Lebensjahre des Dieners Gottes auf schmerzliche Weise. Als er einen Monat vor der „Nacht der Barbaren“ (April 1951), in der alle Ordensleute der Tschechoslowakei aus ihren Häusern vertrieben und interniert wurden, an einem Schlaganfall erkrankte, lebte er zunächst in einem Altersheim in Zlín, dann in einem Hospiz in Lukov. Dann verwirklichte sich die Prophezeiung, die er selbst zum allgemeinen Unglauben gemacht hatte, als er – auf dem Höhepunkt der salesianischen Arbeit in seiner Heimat – sagte, dass er in seinen letzten Jahren froh sein würde, wenn ihm irgendeine Frau auch nur ein wenig Brot und Sauermilch geben würde, denn er würde allein und weit weg von allen sterben. Er wurde nämlich von einigen Nonnen betreut, die ihrerseits vom Regime kontrolliert wurden.

Doch selbst unter diesen schwierigen Umständen blühte sein Leben in Frieden, Freude und Wohltaten für die vielen, die ihm begegneten. Er starb friedlich am Abend des 17. Januar 1953, und bei seiner Beerdigung am 22. Januar wurde er mit einem neuen Johannes Maria Vianney verglichen. Heute erinnert man sich an ihn als den „böhmischen Don Bosco“.